GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

DDR-sozialisierte Frauen in Deutschland

Schröter, Ursula

1999

https://doi.org/10.25595/1632

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schröter, Ursula: *DDR-sozialisierte Frauen in Deutschland*, in: Metis : Zeitschrift für historische Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 8 (1999) Nr: 16, 131-151. DOI: https://doi.org/10.25595/1632.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

DDR-SOZIALISIERTE FRAUEN IN DEUTSCHLAND

Ursula Schröter

1. Vom gescheiterten Transformationsprozeß

Im Mai 1990, also in der Zeit zwischen der ersten freien Wahl in der DDR und dem Beitritt an die Bundesrepublik, äußerten sich 78% der DDR-Frauen und 81% der DDR-Männer zufrieden und im Großen und Ganzen einverstanden mit der gesellschaftlichen Entwicklung im Osten Deutschlands. Drei Jahre später signalisierten nur noch 39% der ostdeutschen Frauen und 51% der ostdeutschen Männer entsprechend einer vergleichbaren Repräsentativbefragung ihr generelles Einverständnis mit den gesellschaftspolitischen Veränderungen (vgl. ISDA-Daten), d.h. die Zustimmung der Frauen ist in dieser Zeit nicht nur drastisch gesunken, sondern hat sich auch deutlich von der der Männer entfernt. Auch bezogen auf einzelne Politikbereiche scheint es im Osten in den 90er Jahren einen ernstzunehmenden Gesinnungswandel oder zumindest eine Gesinnungs differenzierung gegeben zu haben. So meinen heute mehr als 30 % der erwachsenen Ostdeutschen, daß am DDR-Schulsystem nichts hätte geändert werden müssen. Vor 5 Jahren vertraten eine solche, aus meiner Sicht, besorgniserregende Auffassung nur 20 % und unmittelbar nach der Wende waren es nur 5 %, die das DDR-Schulsystem unverändert in die neue Zeit hätten hinüberretten wollen (vgl. IFS-Daten). Den gleichen Trend bestätigen die schon oft zitierten Ergebnisse der Spiegel-Umfragen: Während noch 1990 10 % der Ostdeutschen meinten, die Bundesrepublik sei bezüglich der Gleichberechtigung der Geschlechter überlegen und 67 % die DDR für überlegen hielten, wurde das Verhältnis 1995 mit 3% zu 87% beurteilt.

Was steckt hinter solchen Zahlen? Zumindest eine Portion neuer und nicht selten schmerzlicher Erfahrungen. Der Pfarrer Friedrich Schorlemmer stellte dazu fest, daß wir Ostdeutschen inzwischen ein feines Gespür für den Wert der gesellschaftlichen Veränderungen erworben hätten. „Unterordnung fungiert nur anders, Bürokratie begegnet uns als höchst differenziertes Formular, die GST (Gesellschaft für Sport und Technik) mausert sich zum Schützenverein, die Schweigegebote der Ideologie werden zur Schweigeklugheit der Arbeitsplatzangst..." (Schorlemmer, 1994:42). Keine Frage, zwischen der Diktatur des Politbüros und der Diktatur des Geldes gibt es Unterschiede, und die werden auch als solche wahrgenommen, gehören gewissermaßen mit zu den neuen Erfahrungen. Ob ich ein Buch

nicht lesen kann, weil es mir machthabende alternde Männer vorenthalten, oder ob ich es nicht lesen kann, weil ich das Geld dafür nicht habe, ist für das Selbstwertgefühl und auch für das Verhältnis zur Macht ein großer Unterschied. Im ersten Fall richtet sich mein Zorn ungemindert nach außen bzw. nach oben, im zweiten Fall halte ich mich zumindest teilweise selbst für verantwortlich und handle entsprechend.

Was aber folgt aus diesen neuen Erfahrungen? Ist es Ost-Trotz oder östliche Undankbarkeit? Oder spiegelt sich in den obigen Zahlen ganz einfach die Unfähigkeit der Ossis wider, mit Freiheit und Demokratie umgehen zu können, wie es Politiker – seltener Politikerinnen – immer mal wieder und sicherlich sehr enttäuscht zum Ausdruck bringen? Vielleicht ist es auch eine in ihrer Zielrichtung noch unklare „neue Nachdenklichkeit", die nach Aufbau Ost als Nachbau West nun den Umbau in Ost und West anstrebt (Reißig, 1998)? Also eine Nachdenklichkeit, die die vor Jahren herausgefundene „neue Fügsamkeit" (Bosselmann, 1994, bezogen auf Lehrkräfte) der Ostdeutschen ablöst? Oder ist es bereits eine „Rückbesinnung auf wünschenswerte Lösungen", wie sie auf sozialpolitischem Gebiet in der DDR selbstverständlich waren (Sozialreport, 1996)? Die Notwendigkeit eines solchen „Umbaus in Ost und West" oder auch einer solchen „Rückbesinnung" steht aus meiner Sicht außer Frage, nur scheinen mir die Triebkräfte dafür im Osten versiegt zu sein. Bereits 1994 vermuteten Rainer Land und Ralf Possekel, daß die Zeit für einen wirklichen offenen Zukunftsdiskurs längst vorbei ist. „Eine wirklich offene historische Konstellation bestand u.E. etwa von Ende Oktober bis Ende Dezember 1989" (Land u.a., 1994:71), eine Einschätzung, die auch aus feministischer Sicht bestätigt wurde.

> „Im Winter 1989 waren die Weichen bereits gestellt: Die Männer des einen Landes würden mit den Männern des anderen Landes aushandeln, wie es weitergeht. Die vertragliche Absicherung des gesamtdeutschen Patriarchats lag einige Monate später als Einigungsvertrag auf dem Tisch" (Gerlof, 1996:14).

Nebenbei: Nach soziologischen Begleitforschungen der Leipziger Montagsdemonstrationen (vgl. Mühler u.a., 1991) betrug der Frauenanteil an den Demonstrierenden im Oktober und November 1989 etwa 40%. Danach blieben die Frauen zunehmend weg. Ob sie wegblieben, weil die Weichen bereits gestellt waren, oder ob die Weichen gestellt werden konnten, weil die Frauen wegblieben, oder ob beide Erscheinungen eine gemeinsame möglicherweise unbekannte Ursache haben, ist nicht untersucht worden.

Untersucht wird aber in der sogenannten Transformationsforschung, warum die politischen Veränderungen der letzten zehn Jahre in Ostdeutschland nicht das erwartete ökonomische und soziale Ergebnis gebracht haben. Dabei fällt zunächst die unterschiedliche und aus Frauensicht in jedem Fall problematische Begrifflichkeit für den Veränderungsprozeß auf.

Die einen nennen den Prozeß Umbruch – im Zusammenhang mit Abbruch und Aufbruch (vgl. Wittich, 1994 oder Thomas, 1992). Alles hätte sich für alle geän-

dert (vgl. Ferchland u.a., 1992). Aus ökonomischer Sicht sei es eine Schocktherapie (Jeffrey Sachs) gewesen, ein „großer Sprung" in den Kapitalismus ohne eigene Kapitalisten, ohne eigenen Finanzsektor und nicht zuletzt ohne geeignete Einstellungen und Verhaltensweisen der Menschen (market-maoism). Die mit Brüchen bzw. Umbrüchen im Zusammenhang stehende Terminologie charakterisiert das Maß und die Geschwindigkeit der Veränderungen zwar angemessen, verstellt aber den Blick für dennoch vorhandene Kontinuitäten. Gerade aus Frauensicht gibt es nicht nur gesellschaftliche und biographische Brüche. Denn Frauen waren auch in der DDR das zweitrangige Geschlecht, Frauenarbeit genoß auch in der DDR eine geringere gesellschaftliche Wertschätzung als Männerarbeit. Allerdings hatte diese Zweitrangigkeit für die Betroffenen andere soziale Konsequenzen als heute, was eine Interviewpartnerin mir gegenüber mit folgendem Bild umschrieb: „Ja, wir hatten auch früher einen Herrn, aber dieser Herr war gnädig. Der heutige ist es nicht." Hinzuzufügen ist, daß „der frühere Herr" zu den meisten Frauen gnädig war, auch nicht zu allen.

Die anderen nennen den Prozeß „nachholende Modernisierung" (Zapf, 1991). Das Ziel der sogenannten Transformation wird also in einer Anpassung des zweiten totalitären Staatssystems oder auch der maroden ostdeutschen Wirtschaft oder auch der traditionalen autoritären Kindererziehung an modernes Westniveau gesehen. Dabei wird unterstellt, daß ein solches Niveau erstrebenswert und zukunftsträchtig ist. Auch in diesem theoretischen Umfeld erweisen sich ostdeutsche Frauen als unpassend, denn für sie wurde schon in den ersten 90er Jahren ein „Gleichstellungsvorsprung" (Geißler, 1993) diagnostiziert. „Bemerkenswert erscheint dabei, daß die Debatte zur spezifischen Betroffenheit ostdeutscher Frauen ... wesentlich verschieden ist von der allgemeinen Transformationsdebatte. ... Eine pauschale 'Rückständigkeitsannahme' der DDR bzw. der neuen Bundesländer erweist sich in diesem Bereich offensichtlich nicht als tragfähig" (Schenk u.a., 1993: 369). Eine solche und weitgehend unwidersprochene Einschätzung läßt mich an den Grundfesten der Transformations- bzw. Modernisierungstheorie(n) zweifeln, denn was kann eine nachholende Modernisierung wert sein, wenn sie für die Mehrheit der Bevölkerung „nicht tragfähig" ist.

Wie der Prozeß auch genannt wird, gegenwärtig wird laut darüber nachgedacht, warum er nicht gelungen ist. Exemplarisch dazu die Forschungsergebnisse des Max-Planck-Institutes für Bildungsforschung im Klartext (vgl. Diewald, 1997): Die Gesellschaft hätte uns Ostdeutschen zu viel „Statussicherheit" gewährleistet, weshalb zu wenig „neue Gelegenheiten der Kompetenzentfaltung" bestanden. Und gleichzeitig gab es bei Ostdeutschen zu wenig Bemühen um die erforderliche „psychische Infrastruktur". Uns – und zwar Frauen wie Männern – seien private Bedürfnisse immer noch wichtiger als berufliches Fortkommen, und „Personen mit einer privatistischen Perspektive" hätten nun einmal geringe Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Da hilft uns auch die vor einigen Jahren identifizierte

„Chaosqualifikation" nichts, die Stefan Hradil damals noch für zukunftsträchtig hielt, gewissermaßen für aufhebenswert im Hinblick auf das kommende Chaos (Hradil, 1995). Auch unsere relativ gute, weil der gemeinsamen deutschen Tradition geschuldete Bildung konnten wir wegen der störenden privatistischen Perspektive nicht in „berufliches Kapital ummünzen". Gleichzeitig scheint es – insgesamt gesehen und auf Anpassungsfähigkeit bezogen – um viele von uns hoffnungslos zu stehen, denn die „Bürger, die ehemals offen ihre Loyalität dem System der DDR gegenüber bekundeten, ... erweisen sich als diejenigen mit einem höheren Selbstwertgefühl und einer gleichzeitig starken Tendenz zur Hartnäckigkeit" (Huinink u.a. 1994:13). Sicherlich – hoffentlich – sind hier nicht nur die Bürger, sondern auch die Bürgerinnen gemeint. So weit, so schlecht, und Ende des Sarkasmus.

Im Jahr 1992 sagte der Schriftsteller Stephan Hermlin: „Ich nehme zur Kenntnis, daß ich einer Generation angehöre, deren Hoffnungen zusammengebrochen sind. Aber damit sind diese Hoffnungen nicht erledigt". Knapp acht Jahre später meine ich, daß es inzwischen nicht ausreicht, diese Hoffnungen als „unerledigt" zu konservieren, sondern daß es höchste Zeit wird, mit den Erfahrungen eines gescheiterten alternativen Gesellschaftsversuchs nach neuen Alternativen zu suchen. Immer unter der Voraussetzung, daß die gegenwärtig etablierte Politik mit ihrer „strukturellen Rücksichtslosigkeit" des Öffentlichen gegenüber dem Privaten (Kaufmann, 1990), mit ihrer gnadenlosen Dominanz des Ökonomischen und zunehmend des Militärischen für die Mehrheit der Bevölkerung keine Zukunftshoffnungen vermittelt. Auch immer unter der Voraussetzung, daß „Zukunft keineswegs Sachzwängen unterliegt, sondern prinzipiell erfunden und gestaltet werden kann" (Zimmermann, 1998: 149). Ostdeutsche Frauen haben Grund genug, hier selbstbewußt und hartnäckig mitzuwirken. Sie haben das Privileg, die Unterschiede zwischen einem sozialistischen und einem kapitalistischen Patriarchat zu kennen und von diesem „hohen Niveau" aus weiterdenken zu können. Und Deutschland hat Grund genug, unsere Erfahrungen und Lebensansprüche ernstzunehmen.

2. „Ich will doch nichts Besonderes, nur als ganzer Mensch leben"[1]

2.1. Die „ungebrochene Erwerbsneigung"

Was DDR war, was sie für die etwa 8 Millionen Frauen war, läßt sich nicht mit einem Blick erfassen. Läßt sich erst recht nicht mit dem „Blick des Siegers" erfassen, der nur im Osten transformieren will und deshalb nur im Osten Nachholbedarf anmahnt, der es deshalb für ausreichend hält, in den neuen Bundesländern „die Folgen des Überwachungsstaates, politischer Unterdrückung, ökonomischer Fehlentwicklung und ökologischer Ausbeutung zu überwinden", wie im Bericht der Bundesregierung für die 4. Weltfrauenkonferenz 1995

[1] aus einem Interview mit einer jungen ostdeutschen Frau.

formuliert wird (Bericht... 1994: 15). Aus meiner Sicht ist es noch bedrückender, auch den „Blick der Siegerin" zu spüren und mitunter auch das „Verhältnis zwischen Ost- und Westfrauen ... als ein Macht- und Dominanzverhältnis" wahrnehmen zu müssen (Schindler, 1996: 149). Es muß ostdeutschen Frauen (und Männern) gestattet sein, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen vergangener und gegenwärtiger Politik selbst herauszufinden, ohne daß von der in dieser Hinsicht nicht kompetenten westdeutschen Schwester definiert wird, daß „sozialistische Politik ... in ihrer staatlichen Praxis zum schlechteren Spiegelbild des kapitalistischen Patriarchats" wurde (Jansen, 1991: 43). Auch zehn Jahre nach dem Wende-Herbst sitzen wir – was Frauenbewußtsein und Frauenerfahrungen betrifft – noch „nicht in einem Boot, aber wir sitzen in Waggons eines Zuges, der in eine Richtung zieht" (Milz, 1996: 347). Und ich vermute, wir sind bezüglich der Suche nach Zukunftshoffnungen verdammt existenziell aufeinander angewiesen.

Der Staat DDR „bot zahlreichen Frauen einzigartige Chancen, sich im Beruf zu verwirklichen, ohne auf Kinder oder/und Partnerschaft zu verzichten" (Behrend, 1994: 34,) und veränderte damit – vom Alltag erzwungen und nicht unbedingt mit parteipolitischen Konzepten unterstützt – in bescheidenerem Maße auch das Leben der Männer. Hinweise auf das Maß an ehemals in der DDR vorhandener Gleichstellung zwischen den Geschlechtern provozieren immer den Vergleich zur Gegenwart und sind auch immer geprägt vom Wissen um den Zusammenbruch des DDR-Sozialismus. Beides, der Vergleich und das Wissen, machen eine sachliche Wertung der vergangenen „Errungenschaften" schwierig, was in Interviews, die ich mit ostdeutschen Frauen in den letzten Jahren und zu unterschiedlichen Themen führte, etwa so klingt:

> „Mich interessieren nicht die Defizite von gestern, mich interessieren die von heute."
>
> „Ich brauche kein Gesetz gegen sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz. Ich brauche einen Arbeitsplatz."
>
> „Wir haben uns mit Bildung, Beruf und Wunschkindern zufriedengegeben. Heute wissen wir ja auch, daß das nicht wenig ist.".
>
> „Ich will die DDR nicht zurück, aber ich will auch keinen Haushaltvorstand und kein Dienstmädchen."
>
> „Im Vergleich zu dem, was jetzt ist, war das DDR-Patriarchat harmlos."

Der Blick auf die Vergangenheit ist offensichtlich nicht unverfälscht zu haben, sondern immer nur mit den Erfahrungen von heute oder nach Daniela Dahn mit dem „Unbehagen in der Einheit" (Dahn, 1996). Und dieses aktuelle Unbehagen ist zweifellos bei ostdeutschen Frauen stärker ausgeprägt als bei Männern. Ostdeut-

sche Frauen beurteilen – übereinstimmend nach unterschiedlichen Meinungsbefragungen – ihr „zweites Leben" skeptischer, kritischer, auch hoffnungsloser als Männer.

Vermutlich ist die Zeit, in der sich von ostdeutschen Frauen reflektierte Probleme kaum von Problemen der Männer unterschieden, endgültig vorüber. Bekanntlich wird der beinahe paritätische Geschlechteranteil an den ersten Wendeaktivitäten nicht nur damit in Zusammenhang gebracht, daß DDR-Frauen erstmals eine reale Chance sahen, gesellschaftliche Strukturen ändern zu können, sondern auch mit der beinahe paritätischen Problemlage (vgl. Schenk, 1994). „Das Besondere an Frauensorgen des Ostens ist, daß sie sich wenig von Männersorgen unterscheiden", wurde mir noch 1992 in einem Interview gesagt. Das hat sich deutlich geändert. Frauen wurden nicht nur früher arbeitslos als Männer, sondern hatten und haben sehr viel schlechtere Chancen zum Wiedereinstieg ins Erwerbsleben, eine Tendenz, die sich beispielsweise in der geschlechtsspezifischen Entwicklung der Langzeitarbeitslosigkeit deutlich zeigt. Frauen erleben als „Zuverdienerinnen" oder als „Doppelverdienerinnen" schon verbal eine gesellschaftliche Diskriminierung, die mit der „Einbeziehung unserer Frauen" in die DDR-Gesellschaft nicht zu vergleichen ist. Sie erleben einen doppelten sozialen Absturz, den als Ostdeutsche und den als Frauen.

So gesehen erscheint die DDR im Rückblick für viele Frauen als eine Oase der Sicherheit. DDR-Frauen hatten zwar gelernt, nicht alles zu glauben, was ihnen als offizielle Information vorgesetzt wurde. Sie hatten gelernt, zwischen den Zeilen zu lesen und Witze über Politiker zu machen. Aber sie hatten nicht gelernt, bei jeder Botschaft mißtrauisch zu sein, jedes Werbeangebot zunächst einmal für eine Lüge zu halten, hinter jedem Umbau des Sozialstaates einen Abbau zu vermuten. Erst allmählich wird ihnen klar, daß die neuen schön gestylten Lügen im Unterschied zu den alten sehr viel unmittelbarer die eigene Existenz bedrohen.

> „Ich habe das Gefühl, in dieser West-Gesellschaft muß ich allem und allen mißtrauen, weil jeder nur auf seinen persönlichen Vorteil bedacht ist: der Wohnungsvermieter, der Rechtsanwalt, der Versicherungsagent. Ich muß mich immerzu mit Dingen und Problemen beschäftigen, zu denen ich keine Lust habe ... nur um meine Haut zu retten, nur um das alltägliche Leben zu sichern. Zu DDR-Zeiten hatte ich niemals Existenzangst. Jetzt habe ich tausend Ängste, die Wohnung irgendwann nicht mehr bezahlen zu können oder das Schulgeld oder die Tanzausbildung meiner Tochter oder eine Spezialbehandlung für meinen bewegungsgestörten Sohn" (Frauenstimmen ..., 1994: 12).

Das meinte im Sommer 1994 eine 33jährige ostdeutsche Frau zur Frage: Was hat sich seit der Wende für Sie geändert?

Schon wahr, Frauen erleben nicht nur „Reduzierungen" und „Abstürze", sondern auch „Aufbrüche", sie haben nicht nur neue Ängste und Sorgen, sondern auch neue Hoffnungen, oft in der gleichen Biographie vereint. Carola Möller spricht in diesem Zusammenhang sehr treffend von der Freiheit im doppelten

Sinn. Ostdeutsche sind jetzt frei von Reiseeinschränkungen, haben jetzt Meinungsfreiheit und ein vorher unvorstellbares Warenangebot, aber sie

> „sind auch 'vogelfrei', frei von einer Solidargemeinschaft, frei von einem Anspruch auf einen Ausbildungsplatz oder gar einen Erwerbsarbeitsplatz, frei von einem Anspruch auf existenzsicherndes Einkommen, eine existenzsichernde Rente" (Möller, 1995: 9).

Ich vermute, daß nicht die „Loyalität gegenüber der DDR", sondern daß die Janusköpfigkeit der neuen Freiheit zu dem spürbaren ostdeutschen Selbstbewußtsein und zur Hartnäckigkeit, vielleicht auch zu „Osttrotz" führt. Denn immer öfter wird in sozialwissenschaftlichen Arbeiten, nicht nur in Alltagsgesprächen, darauf verwiesen, daß „wir uns etwas erhalten" sollten. Eine „weibliche Widerständigkeit, die zeitgemäß ist" entdeckten auch Dagmar Meyer in ihren Analysen zur Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsarbeit im Land Brandenburg (vgl. Meyer, 1996) und Hildegard Maria Nickel im Rahmen eines Forschungsprojektes zu weiblichen Handlungsoptionen in der Finanzdienstleistungs- und Verkehrsbranche: „Die 'Widerständigkeit' der ostdeutschen Frauen scheint ... vielmehr einen Erneuerungsbedarf politischer Rahmenbedingungen offenzulegen, als daß sie auf eine defizitäre Anpassungs- und Integrationsbereitschaft der Frauen verweist" (Nickel, 1996: 333, 334).

Die Widerständigkeit der ostdeutschen Frauen wird im allgemeinen an der „ungebrochenen Erwerbsneigung" gemessen. Dabei bewegt sich die politische Wertung dieser „Neigung" nach wie vor zwischen den beiden Extremen: Einerseits notwendiger (nicht hinreichender) Schritt zur sozialen Gleichstellung der Geschlechter und damit unverzichtbar bei der Gestaltung einer modernen deutschen Gesellschaft, andererseits rücksichtslose Verdrängung der Männer vom Arbeitsmarkt.

Fußnote: Ich bin auch mit dem Abstand von zehn Jahren noch nicht bereit und in der Lage, den Begriff „Erwerbsneigung" ohne Anführungszeichen zu denken und zu schreiben, weil ich – jetzt möglicherweise noch genauer als 1990 – weiß, daß das Bedürfnis ostdeutscher Frauen nach anspruchsvoller und anerkannter beruflicher Arbeit nicht mit einer Neigung ausschließlich zum Geldverdienen gleichgesetzt werden kann. „Das Gebrauchtwerden war mindestens ebenso wichtig wie das Bezahltwerden", stellte eine Westberliner Autorin nach Interviews mit achtzehn Ostfrauen fest (Szepansky, 1995: 11). Zweifellos ist das Geldverdienen für Ostdeutsche wichtiger geworden, weil damit nicht nur ökonomische Unabhängigkeit verbunden ist, sondern weil materielle Armut im Unterschied zur DDR-Zeit eine existenzielle Bedrohung geworden ist und weil gesellschaftliches Ansehen in viel höherem Maße als vor 1990 an Geld-Haben und vor allem an Geld-Zeigen gebunden ist. Dennoch ist die Motivstruktur für berufliche Arbeit nicht grundsätzlich anders geworden, als in der DDR nachweisbar. Männern geht es neben dem Geldverdienen um die gesellschaftliche Anerkennung und deutlich

mehr als Frauen um das Vorwärtskommen in der Gesellschaft. In der DDR-Arbeitssoziologie hieß dieser Motiv-Komplex oft „Leistungsmotivation" (vgl. Stollberg, 1978) oder „Selbstverwirklichungs-Motivation". Frauen versprechen sich von beruflicher Arbeit neben dem Geldverdienen und der Arbeitsfreude vor allem soziale Kontakte (in DDR-Soziologie „Kontaktmotiv" oder „soziales Motiv"), und das auch heute noch deutlich mehr als Männer (vgl. Meyer, 1996). Die oft zitierte „Erwerbsneigung" entpuppt sich also bei genauerer Betrachtung als geschlechtsspezifisch motiviertes Bedürfnis nach Teilnahme am gesellschaftlichen Leben, das für Männer als selbstverständlich gilt und das auch westdeutschen Frauen zunehmend zugestanden werden muß. Nur eine Minderheit reflektiert dieses Bedürfnis nicht. Nach unterschiedlichen Meinungsbefragungen der 90er Jahre betrachten sich – relativ konstant – westdeutsche Frauen zu etwa 25% und ostdeutsche Frauen zu weniger als 5 % als freiwillige Hausfrauen. „Die Kategorie Hausfrau gibt es ... in Ostdeutschland so gut wie nicht" (Spellerberg, 1996: 102). Ende der Fußnote.

Neu und zunächst unverständlich klang in ostdeutschen Frauenohren die politische, aber auch sozialwissenschaftliche Begründung für diese „Neigung". Ostdeutsche Frauen seien bezüglich ihrer „Erwerbsneigung" moderne Frauen, und moderne Frauen hätten einen doppelten Lebensentwurf, einen Entwurf für das Privatleben und einen für das Erwerbsleben. Die Erfahrungen und Studien der letzten Jahre gestatten mir zwar, diese These inzwischen zu verstehen. Akzeptieren kann und will ich sie immer noch nicht.

Wieso können Privatleben und Berufsleben so strikt getrennt werden? Und wieso nur für Frauen? Beide Seiten des menschlichen Lebens existieren nach meiner Auffassung nicht nebeneinander, sondern sind füreinander notwendig. Daß Männer verständnisvollere und attraktivere (vgl. „Wer die Macht hat ... , 1994: 14) Väter und Partner sein können, wenn sie beruflichen Erfolg haben, wird im Alltag kaum bezweifelt. Es gibt nach meiner Auffassung keinen ernstzunehmenden Grund, Frauen diesen Zusammenhang, diese notwendige „Einheitlichkeit des Lebensentwurfes" abzusprechen. Zweifellos können berufstätige Frauen die Fragen ihrer Kinder besser beantworten, zweifellos ist es für eine Frau mit interessanter beruflicher Arbeit leichter und auch notwendiger, im Haushalt Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden, zweifellos kann eine Frau auf familiäre Probleme gelassener reagieren, wenn sie sich ihrer beruflichen Stärken und Schwächen bewußt ist. Zweifellos sind also auch Frauen bessere, soll heißen konfliktfähigere Mütter und Partnerinnen, wenn sie nicht nur auf diese eine Rolle reduziert werden.

Nach Allbus-Daten werden solche Auffassungen in Deutschland zwar sehr unterschiedlich, dennoch zunehmend akzeptiert. „Es ist für ein Kind sogar gut, wenn die Mutter nicht nur Hausfrau ist (Kurzform: Eine berufstätige Frau ist die bessere Mutter)", dieses Statement erhielt in den 90er Jahren Zustimmung in folgendem Umfang:

von ostdeutschen Frauen	63% im Jahr 1992,	73% im Jahr 1996,
von ostdeutschen Männern	51% im Jahr 1992,	62% im Jahr 1996,
von westdeutschen Frauen	39% im Jahr 1992,	45% im Jahr 1996,
von westdeutschen Männern	25% im Jahr 1992,	28% im Jahr 1996.

Wären es nicht ausgerechnet westdeutsche Männer, die in der deutschen und darüber hinaus in der europäischen Politik die Weichen für die Zukunft stellen, so würden mich diese Zahlen hoffnungsvoll stimmen. Die deutlichen und in den 90er Jahren sogar wachsenden Ost-West-Unterschiede in dieser Frage könnten ein Beleg dafür sein, daß die östlichen Erfahrungen mit einem einheitlichen weiblichen Lebensentwurf nicht so schnell „abgewickelt" werden können. Wichtig erscheint mir, darauf hinzuweisen, daß sich in diesen Zahlen nicht nur Erfahrungen von DDR-Frauen, sondern auch männliche Erfahrungen mit DDR-Frauen spiegeln. Ostdeutsche Männer kennen offensichtlich im statistischen Sinn häufiger als westdeutsche Frauen die Vorzüge eines in Grenzen ganzheitlichen Frauenlebens. Daß sie gleichzeitig die zugehörigen Probleme und Konflikte kennen, darf unterstellt werden.

Ende der 80er Jahre trugen die DDR-Frauen durchschnittlich zu über 40% (die westdeutschen zu unter 20%) zum Haushaltseinkommen bei und hielten das kaum für erwähnenswert. Diskutiert wurden eher – allerdings mehr inoffiziell als offiziell – die mit beiderseitiger Berufstätigkeit zusammenhängenden Konflikte zwischen Frau und Mann. Wenn beide berufstätig sind, bleiben Interessenkonflikte, Konflikte in der alltäglichen Zeiteinteilung, in der räumlichen Aufteilung der Wohnung, in der Finanzplanung und nicht zuletzt in der häuslichen Arbeitsteilung nicht aus. Solche Konflikte kennengelernt und ansatzweise bewältigt zu haben, erscheint mir heute als unverzichtbarer und nicht zu überschätzender Vorzug des DDR-Frauen-Lebens im Vergleich zum Nur-Hausfrauen-Leben einerseits und zur sogenannten gewollten Kinderlosigkeit andererseits.

Analysiert man heute die oft als Vereinbarkeitsdilemma bezeichneten Konflikte, so wird offensichtlich, daß DDR-Frauen „auf dem Weg waren". Vereinbarkeitskonflikte mußten und konnten beispielsweise ohne Dienstmädchen gelöst werden. Das ist sicherlich ein Grund dafür, daß ostdeutsche Frauen der sogenannten Dienstmädchen-Debatte ziemlich fassungslos gegenüberstehen, sowohl den damit verbundenen feministischen Warnungen (vgl. Friese, 1995; Notz, 1997), als auch den zugehörigen politischen Belehrungen: „Einfache Dienste anzubieten, gilt als entwürdigend, sie anzunehmen als anmaßend ... Hier müssen wir zu einem völligen Umdenken kommen. Ich meine, wer wirtschaftlich in der Lage ist, Dienstleistungen in Anspruch zu nehmen und es nicht tut, verhält sich unsozial. Unsozial verhält sich aber auch, wer Dienstleistungen anbieten könnte, es aber vorzieht, arbeitslos zu sein" (vgl. Miegel, 1996).

DDR-Frauen waren auf dem Weg, auch wenn das Ideal der partnerschaftlichen Arbeitsteilung im Haushalt noch in weiter und für viele kaum erkennbaren Ferne lag. Denn weibliche Berufstätigkeit, DDR-staatlich gewollt und unterstützt, wurde nicht in gleichem Maße ergänzt durch männliche Haushalttätigkeit, auch das – so ist mein Verdacht und so belegt die Recherche der allermeisten offiziellen DDR-Dokumente – in Übereinstimmung mit gesellschaftlichen Absichten. So bestätigten entsprechend einer Befragung aus dem Jahr 1987, in die knapp 4000 Proband(inn)en einbezogen waren und die in den DDR-Bezirken Dresden, Karl-Marx-Stadt und Neubrandenburg durchgeführt wurde (vgl. SD87), 32,1 % der Männer und 88,3 % der Frauen, daß sie jeden Tag Arbeiten im Haushalt (Einkaufen, Küchenarbeiten, Saubermachen, Wäsche waschen usw.) erledigen. Nur sehr selten oder gar nicht erledigten nach dieser Untersuchung solche Arbeiten 28,4 % der Männer und 1,9 % der Frauen. Unbestritten ist, daß partnerschaftliche Arbeitsteilung im privaten Bereich nicht nur an der Hausarbeitszeit gemessen werden kann. Analysiert werden muß auch, welche Arbeitsinhalte mit welchem Maß an Verantwortung im Haushalt von Männern und Frauen übernommen wurden bzw. werden. Und bezogen auf diesen, zweifellos „härteren", Indikator läßt sich in ostdeutschen Familien wenig Vorsprung gegenüber westdeutschen nachweisen. In Übereinstimmung mit dem Trend in allen hochentwickelten Industrieländern (vgl. Mierendorff, 1996) betätigten sich auch DDR-Männer bzw. betätigen sich jetzt auch ostdeutsche Männer im Haushalt vorwiegend entsprechend ihrem Profil und ihren spezifischen Interessen, während die Frauen völlig unabhängig vom eigenen Profil „das Ganze im Auge" (ebenda: 248) behalten, eine sogenannte Ausgleichsfunktion im Haushalt übernehmen. „Er wimmelt ab, was ihm lästig ist", so umschrieb mir in einem Interview eine Ostberliner Frau die Hausarbeit ihres Mannes. Und eine andere reagierte im gleichen Zusammenhang so:

> „Nein, ein Hobby hab ich eigentlich nicht. Ich bin der (!) einzige, der immer hier ist, ich muß mich um den Haushalt kümmern, um die Hausarbeiten, also schulisch gucke ich da mit rein bei den beiden, worum er (der Vater, U.S.) sich gar nicht kümmert. Nur wenn es ein bißchen schwierig wird, Mathe und so, denn macht mein Mann das ...Ein richtiges Hobby für mich kann ich mir gar nicht leisten. Er hat sein Hobby, das betreibt er zutiefst und also muß ich überall so'n bißchen zurücktreten, und für mich bleibt dann der Rest."

Solche und ähnliche Daten belegen: Der reale Sozialismus der DDR war in der Lage, die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung „schlimmster Art", nämlich die Zuordnung des Öffentlichen ausschließlich an Männer und des Privaten ausschließlich an Frauen, zu überwinden, ein Ergebnis, das ich erst heute zu schätzen gelernt habe. Der DDR-Sozialismus war aber in den 40 Jahren nicht in der Lage, Frauen und Männer gleichermaßen auf die Erledigung aller gesellschaftlich notwendigen Arbeit zu orientieren. Dazu hätte es einer anderen Sicht auf Arbeit, auf Macht, auf Demokratie bedurft. Oder sozialstrukturell ausgedrückt: Dazu hätte es einer anderen Sicht auf gesellschaftliche Widersprüche bedurft. Die Überwindung

von Klassenwidersprüchen reicht ganz offenbar nicht aus, um Geschlechterwidersprüche, ethnische Widersprüche, Generationenwidersprüche u. a. in diesem Sog mit zu lösen. Kapitalismus ohne Patriarchat scheint nicht möglich zu sein, aber Patriarchat ohne Kapitalismus ist bewiesenermaßen möglich. Hier ist viel Raum für Zukunftsüberlegungen.

2.2. Die „ungebrochene Mutter-Neigung"

Nicht nur die Berufstätigen-Quote der DDR-Frauen lag Ende der 80er Jahre bei über 90%, auch die sogenannte Mütterrate betrug 92 %. Das heißt, fast alle Frauen hatten am Ende ihrer fertilen Phase mindestens ein Kind. „In Westdeutschland haben 24% der heute Vierzigjährigen keine Kinder" (Wendt, 1992: 89). Und nach demographischen Prognosen wird der Anteil der kinderlosen Frauen in den alten Bundesländern demnächst auf etwa ein Drittel ansteigen (vgl. Birg u.a., 1993 oder Münz, 1997). Mit DDR-Erfahrungen belastet bzw. privilegiert habe ich ganz entschieden Zweifel daran, daß die sogenannte gewollte Kinderlosigkeit mehrheitlich wirklich von den betroffenen Frauen (und Männern) gewollt ist. Und das wiederum hindert mich daran, die „neue" Wahlmöglichkeit zwischen Mutter-Sein und Karriere-Machen für eine Errungenschaft zu halten. „Nicht der Ausgang der Entscheidung ist das Drama, sondern die Nötigung zu einer solchen Entscheidung, der Zwang zu einem unmenschlichen Verzicht" (Dahn, 1996: 156), zu einem Verzicht, der Männern im allgemeinen nicht abverlangt wird.

Befragungsergebnisse unterschiedlicher Herkunft belegen, daß es in Ostdeutschland in den 90er Jahren im allgemeinen (noch) keinen sinkenden Kinderwunsch gibt. Daraus ergibt sich, daß der dramatische Geburtenrückgang im Osten seit 1990 (um etwa 50%, vgl. Datenreport 1997) wenig mit den Wünschen der jungen Frauen und Männer zu tun hat. Aber nach den regelmäßig erhobenen Daten des Sozialreports für die neuen Bundesländer erwartet ein beträchtlicher Teil der Ostdeutschen, daß sich die Bedingungen für ein Leben mit Kindern verschlechtern werden, und reflektiert damit Realitätsnähe. Dennoch: Die Orientierungen auf harmonische Familienbeziehungen, Kinder, verläßliche Freunde und verständnisvolle Arbeitskollegen nehmen in der Wertehierarchie ostdeutscher Frauen unverändert die ersten Plätze ein. Daß Beruf und Familie „im Prinzip" für Frauen und Männer zu vereinbaren sind, gehört bisher stabil zu den östlichen Grundüberzeugungen und gleichzeitig zu den Kritikpunkten, denn genau aus dieser Überzeugung speist sich ja die oben erwähnte „privatistische Perspektive". Eine schnelle Änderung ist hier nicht zu vermuten, denn auch aus Mütter-Töchter-Studien (vgl. Harre u.a., 1995) und aus Jugendforschungsergebnissen (vgl. Bertram, B. 1993, Krüger, 1996) läßt sich ableiten, daß die Lebenskonzepte junger ostdeutscher Frauen mehrheitlich sowohl das Mutter-Sein als auch das weitgehend gleichzeitige Berufstätigsein einschließen. Daraus ergibt sich, daß zumindest

bei dieser Generation die „Rabenmutter-These" oder der Vorwurf, daß DDR-Frauen „eine ganze Generation von Sozialwaisen" (vgl. Speidel, 1994) zu verantworten hätten, keine Verunsicherung auslösen konnten. Der „Verfall der Familie" oder gar der „Niedergang der europäischen Kultur" (Miegel u.a., 1994), der sich aus dem modernen und auch für Frauen immer selbstverständlicher werdenden Streben nach Bildung und Selbstverwirklichung ergäbe, läßt sich darüber hinaus weder in den alten noch in den neuen Bundesländern sozialwissenschaftlich nachweisen (vgl. Bertram u.a., 1995).

Und die Lebenskonzepte der jungen Ostdeutschen schließen in den meisten Fällen auch das Vorhandensein von öffentlichen Kinderbetreuungseinrichtungen ein. „Das heißt, die Jugendgeneration, die selbst die Kinderkrippen, -gärten und Schulhorte besuchte, favorisiert meist dasselbe Modell für ihre Kinder und zwar stärker als die alleinige Betreuung durch die Mutter (in Westdeutschland umgekehrt) und auch mehr als ganztägige Großelternbetreuung" (Bertram, B., 1995: 12). Das Für und Wider öffentlicher Kinderbetreuung wird in allen modernen Gesellschaften sehr kontrovers diskutiert. So begründet Jessica Benjamin, warum „Kinderkrippen und -gärten zum Blitzableiter (werden), der alle möglichen Ängste und Phantasien um die Mutterrolle auf sich zieht" (Benjamin, 1996: 201). Dabei sei längst bewiesen, daß „die meisten Babies, die eine feste Bindung an ihre Mutter (und, sagen wir ruhig, an ihren Vater) haben, ... auch Bindungen mit anderen Bezugspersonen eingehen" (ebenda: 202) können. Die bis heute im Osten brodelnde Diskussion um solche „Verwahranstalten" (Niermann, 1991, aktuelles Stichwort: „Nachttopf-Pfeiffer") ist demnach weniger der Sorge um die Entwicklung der Kinder geschuldet, wohl mehr der Sorge um die Stabilität geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung. Nach dem Familien-Report 1994 muß eine „qualitativ gute und kindgerechte Kinderbetreuung weder die kindliche Entwicklung noch das Eltern-Kind-Verhältnis beeinträchtigen. Vielmehr kann sogar mit Vorteilen für die kindliche Entwicklung gerechnet werden" (Fthenakis, 1994: 3). Das gilt selbstverständlich immer unter der Voraussetzung (die ich unter DDR-Bedingungen nicht für erwähnenswert gehalten hätte), daß eine familienergänzende und keine familienersetzende Kinderbetreuung angestrebt wird. Oder aus psychoanalytischer Sicht: daß den Kindern kein Wechsel von Bezugspersonen, sondern ein Hinzufügen von Bezugspersonen zugemutet wird (vgl. Benjamin, 1996: 201).

Es gehört zu den Defiziten der DDR-Politik, daß wir nicht öffentlich über das Für und Wider öffentlicher Kinderbetreuung unter DDR-Bedingungen gesprochen haben. Diskussiongrundlagen in Form von „grauer" Forschung und in Form von Belletristik gab es.

Die Stabilität der Überzeugung von „machbarer Vereinbarkeit" belegt auch, daß die in der feministischen Literatur und Diskussion bedeutsame Kontroverse „Mutter-Sein versus Frau-Sein" auch bei der jungen ostdeutschen Generation noch nicht angekommen ist. Daß Ehe und Familie Fallen seien, „die für Frauen

ausgelegt werden, um sie von faszinierenden, sehr viel wichtigeren Entdeckungen und Lebensformen fernzuhalten" (Reichel, 1993: 129), wird von den „Ost-Muttis" zwar als Lebenserfahrung der „West-Emanzen" zunehmend akzeptiert, spielt aber in den eigenen Lebenszielen (noch) keine Rolle. „Westdeutsche Frauen weisen ... eine ... Haltung ... auf, die in einer Entgegensetzung zwischen dem 'Muttersein' und dem 'Leben' einer Frau zu münden scheint. ... In den Mutterbildern ... wird Selbstaufgabe und -verleugnung als das Charakteristikum einer guten Mutter mitgeteilt. Eine liebende Mutter erscheint interessenlos als Frau bzw. ihre Interessen erscheinen als nicht unterschieden von denen ihrer Kinder" (Herwartz-Emden, 1995: 65). Bezogen auf dieses Thema wird besonders deutlich, daß sich die weiblichen Erfahrungen mit dem patriarchalen Sozialismus deutlich von denen mit dem patriarchalen Kapitalismus unterschieden. Keine Frage, die Reduzierung der Ost-West-Frauenprobleme auf die Kontroverse „Ost-Mutti" versus „West-Emanze" ist unproduktiv und aus statistischer Sicht auch nicht sachgemäß. Ebenso unbestritten ist, daß die „Vater-Mutter-Kind-Familie" bzw. die „Mutter-Kind-Familie" vom DDR-Staat unterstützt und als die Normalität betrachtet wurde, daß andere Lebensformen verdächtig erschienen. Dennoch bleibt, daß „Vater Staat" in der DDR ganz im Unterschied zu dem der alten Bundesrepublik ein ganzheitliches Frauenleben unterstützte und daß die Frauen dieses Angebot mehrheitlich annahmen. So ist angesichts der Tatsache, daß in den letzten DDR-Jahren 95,3 % der Kinder von berufstätigen Müttern und weitere 3,6 % von sich in Ausbildung befindlichen Müttern (Die Frau ..., 1989: 24) geboren wurden, die These von der „Interessenlosigkeit einer liebenden Mutter" kaum nachzuvollziehen, ebensowenig wie die These, daß Kinder in die Welt gesetzt würden, um die eigene „Leere und das Gefühl von Unwichtigkeit zu überdecken" (Reichel, 1993: 59). Die Vereinbarkeitskonflikte der DDR-Frauen waren vielfältig und sind heute durchaus noch in Erinnerung, aber sie sind auf keinen Fall mit „Interessenlosigkeit" oder mit „Leere" zu umschreiben. Weil DDR-Mütter nicht nur Mütter waren, sondern auch Kolleginnen, ausnahmsweise auch Leiterinnen, Freundinnen oder Konkurrentinnen, nicht selten auch Geliebte, konnte sich keine unüberwindliche Trennwand zwischen Frau-Sein und Mutter-Sein stabilisieren.

In einer Diplomarbeit las ich von dem Balanceakt, den westdeutsche Mütter zu bewältigen hätten, einerseits trügen sie die volle Verantwortung für die Entwicklung ihrer Kinder, müßten ihre Kinder auf die leistungsorientierte Öffentlichkeit vorbereiten, andererseits seien sie von der Gesellschaft alleingelassen, in Privatheit isoliert (vgl. Merschformann, 1995). Hier scheint mir der entscheidende Unterschied zwischen östlicher und westlicher Muttererfahrung zu liegen: DDR-Frauen trugen für die Entwicklung ihrer Kinder weder die alleinige Verantwortung, sie mußten keine „hundertprozentig kompetenten Hausengel" (Benjamin) sein, noch waren sie über Jahre hinweg in Privatheit isoliert. Das heißt, sie hatten im Vergleich zu westdeutschen Müttern bessere Bedingungen für eine außerdem

noch leichtere Aufgabe. So gesehen ist die höhere, die fast hundertprozentige Mütterrate in der DDR nur folgerichtig. So gesehen ist auch plausibel, daß ehemalige DDR-Frauen die in westlicher feministischer Literatur begründete Gleichsetzung zwischen Mutterschaft und Knechtschaft bzw. Versklavung nicht nachvollziehen können.

> „Die Mutterschaft ist schließlich immer noch die geschickteste Art, die Frauen zu Sklaven zu machen... Solange es als Hauptaufgabe der Frau gilt, Kinder zu bekommen, wird sie sich eben kaum um Politik oder Technologie kümmern, und: sie wird den Männern nicht ihre Überlegenheit streitig machen" (de Beauvoir, 1983b: 119).

Zu ergänzen ist: Ja, aber in Gesellschaften, in denen Frauen nicht nur die Aufgabe haben, Kinder zu bekommen, in denen ihnen der Weg zu Politik und Technologie zumindest ansatzweise offen steht, ist das anders. Und genau weil es anders ist, bekommen sie häufiger Kinder.

Eine rückblickende Wertung der „ungebrochenen Mutterneigung" kann an der Tatsache nicht vorbeigehen, daß es eine – aus Westsicht – ungewöhnlich frühe Elternschaft in der DDR gegeben hat. Nach Auffassung von Prof. Dr. Dr. Niermann von der Universität Köln, die ich nicht kommentieren möchte, war es „insbesondere psychische und soziale Unreife .., die die Mädchen und jungen Frauen häufig in die Mutterschaft führte ... In der Schwangerschaft und Mutterschaft erhofften sie eine Ablenkung von der eigenen Not und Hilflosigkeit. Ihre Unzufriedenheit und Dumpfheit, die sie spürten, konnten sie weder in der Familie noch in der Öffentlichkeit austragen" (Niermann, 1991: 16).

Die mit der sogenannten frühen Elternschaft zusammenhängenden gesellschaftlichen Potenzen, beispielsweise die daraus folgende frühe Nacheltern-Phase bzw. die frühe Großelternschaft werden nach meiner Kenntnis in der Literatur kaum reflektiert. Stattdessen ist von der „Instrumentalisierungsthese" (vgl. Höhn u.a., 1990, vgl. Huinink, 1993) die Rede, die unterstellt, daß der DDR-Staat erfolgreich „Instrumente" eingesetzt hätte, um auf Kinder und „frühe Elternschaft" zu orientieren. „Verhaltenssteuerung auf diesem Wege mag effizienter gewesen sein als die alleinige Anwendung von Repressionen und Gewalt ..." (Mayer, 1996: 13). Vom willkommenen und ohne Kinder angeblich nicht möglichen Ausstieg aus der Erwerbsarbeit ist die Rede, von der Erschließung finanzieller Reserven mit Hilfe des sogenannten Ehekredites (den man Stück für Stück „abkindern" konnte), von der Wohnung, für die man zumindest mittelfristig den „Hebel Kind" gebraucht hätte. Folgt man dieser Logik, so wird erklärbar, warum heute im Osten so wenig Kinder geboren werden. Junge Frauen können jetzt direkt haben, was ihnen in der DDR nur über den „Umweg eines Kindes" ermöglicht wurde: den Ausstieg aus der Erwerbsarbeit, das Geld und die Wohnung.

Ich will und kann nicht ausschließen, daß es junge Menschen in der DDR gab, die sich in dieser Hinsicht instrumentalisieren ließen. Für unredlich halte ich aber, einer quantitativ ernstzunehmenden Gruppe von Frauen (und Männern) zu unterstellen, daß ihnen letztendlich gar nicht an Kindern gelegen war, daß Kinder

nur als Mittel benutzt wurden, um die latent vorhandenen „modernen" Bedürfnisse befriedigen zu können. Der Beweis für diese Unterstellung dürfte – nicht nur für DDR-Frauen – schwerfallen, weshalb auch die Begründung für die „überaus starke Motivation zur Etablierung von Partnerschaft und Elternschaft" (Huinink, 1993: 28) noch aussteht. Unreflektiert bleibt im Rahmen dieser Logik, daß die „Instrumente" der 70er und 80er Jahre, also die sogenannten sozialpolitischen Maßnahmen, statistisch nachweisbar ihr Ziel nicht erreichten, weil „immer mehr Frauen ... ihre Fruchtbarkeitsbiographie ... nach der Geburt eines ersten Kindes beendeten" (Büttner, 1988: 189). Die anteilig meisten Kinder wurden ohne staatliche „Instrumente" gezeugt und geboren. Ungeklärt bleibt auch, warum der DDR-Staat so geschickt auf Kinder und „frühe Elternschaft" orientiert haben soll, obwohl die damit verbundenen Nachteile (vor allem Arbeitsausfall wegen Krankheit der Kinder) für die Planwirtschaft, für das Wohnungswesen und für andere gesellschaftliche Bereiche immer offensichtlicher wurden.

Aus ostdeutscher Sicht ruft schon die Fragestellung „Warum haben die DDR-Frauen ihre Kinder so zeitig bekommen?" Erstaunen hervor. Wer legt eigentlich fest, was eine „frühe Elternschaft" ist? Ist nicht die Frage mindestens ebenso berechtigt: Warum bekamen die westdeutschen Frauen ihre (vergleichsweise wenigen) Kinder so spät? Liegt hier nicht das gesellschaftliche Problem, für das es Erklärungsbedarf gibt? Warum nahmen und nehmen westdeutsche Frauen – und in Zukunft sicherlich auch ostdeutsche – mit später Elternschaft verbundene medizinische und soziale Probleme in Kauf? Bevölkerungswissenschaftler betonen auch heute, daß es biologisch leichter sei, erstmalig „zwischen 19 und 23 zu gebären. Aber Lebenserfahrung ist für Erziehung nicht hinderlich, ebensowenig wie ein festes Einkommen, ein Platz im Leben und realistische Ziele" (Münz, 1997: 2). Warum verzichten hochqualifizierte, in der Öffentlichkeit aktive, beruflich anspruchsvolle, politisch oft kritische Frauen in vielen Fällen ganz und gar auf Kinder, obwohl sie sich welche wünschen? Was bedeutet es für die Zukunft dieser neuen deutschen Gesellschaft, wenn die Kinder vorwiegend von Frauen geboren und erzogen werden, die sich in scheinbar eherne Lebensmuster einfügen, während die „Unfügsamen" ihre Lebenserfahrungen nicht direkt an Kinder weitergeben können? Könnte es nicht auch so sein, daß das reproduktive Verhalten in der DDR die Normalität war und daß das entsprechende Verhalten in der Bundesrepublik zu beforschen und zu erklären ist. Das heißt, könnte es nicht so sein, daß DDR-Frauen und DDR-Männer etwas Natürliches getan haben und nur von ihrer Gesellschaft nicht daran gehindert wurden?

Ich höre den Aufschrei der westdeutschen Schwestern: Sei vorsichtig mit Natur! Sobald Frauen ihre Nähe zur Natur betonen, kann „naturbedingte" und damit gesellschaftlich nicht zu ändernde Benachteiligung begründet werden. Weiß ich doch. Ich meine nur, daß wir den männlichen Denkfehler, Frauen seien der Natur näher als Männer und Kinderkriegen sei etwas Defizitäres, nicht korrigieren, in-

dem wir die Reste der Naturabhängigkeit von Menschen leugnen. Aus meiner Erfahrung ist es ein durch nichts zu ersetzendes Glück, ein Kind zu bekommen. Insofern hätte ich Verständnis für jeden Mann, der seine biologische Benachteiligung beklagt. Andere Frauen mögen das anders sehen. Von Simone de Beauvoir ist bekannt, daß sie das anders sah: „Ich habe den Körper einer Frau – aber es ist klar, daß ich sehr viel Glück gehabt habe. Ich bin so weit wie möglich der Knechtschaft der Frau entgangen, das heißt vor allem der Mutterschaft...". (Beauvoir, 1983a: 35). Dennoch würde Simone de Beauvoir sicherlich mit mir übereinstimmen, wenn ich behaupte, daß die Defizite in den weiblichen Lebenschancen ausschließlich gesellschaftlich bedingt sind. Wieviel Zeit Frauen und Männer für ihre Kinder haben, wie kinderfreundlich die Wohnung und das Wohngebiet sind, wieviel Geld bzw. soziale Sicherheit Frauen, Männern und Kindern zur Verfügung steht, wieviel Chancen es tatsächlich gibt, frei zwischen verschiedenen Lebensformen zu wählen, das sind alles Fragen, die nichts mit der Natur zu tun haben. Warum soll ich eigentlich meine ohnehin geringen Verbindungen zu ihr auch noch verschweigen?

3. Noch einmal die „privatistische Perspektive"

Auch in der DDR wurde die sogenannte produktive Arbeit gesellschaftlich höher gewertet als reproduktive. Insofern ist am patriarchalen Charakter des DDR-Staates nicht zu zweifeln. Die Spezifik des sozialistischen Patriarchats bewirkte aber, daß das Maß an Rücksichtslosigkeit gegenüber dem Privaten deutlich geringer war. „Die Strukturen in der Berufswelt sind nicht auf die Verknüpfung der zwei getrennt voneinander existierenden Welten ausgerichtet", stellt Johanna Mierendorff mit Bezug auf Beck-Gernsheim (1988) und Müller (1989) für die alten Bundesländer fest. Obwohl die Gesellschaft sowohl von der mütterlichen Erziehungsarbeit als auch von der weiblichen Erwerbsarbeit profitiere, übernähme sie keine Verantwortung für die Kombination beider Sphären (Mierendorff, 1992:8). Die DDR-Gesellschaft, die in ihren offiziellen Dokumenten feministisches Gedankengut weit von sich wies (Feminismus führt in die Irre!), übernahm durchaus Verantwortung für die Kombination beider Sphären. Die Trennwand zwischen produktiver und reproduktiver Sphäre war zwar vorhanden, aber deutlich durchlässiger als in der alten und neuen Bundesrepublik. Damit hängt zusammen, daß die hierarchische Sicht auf Öffentliches und Privates zumindest bröckelte, daß die absolute Dominanz des Öffentlichen zumindest infrage gestellt wurde.

Private Bedürfnisse sind den heutigen Ostdeutschen ganz sicher nicht wichtiger als berufliches Fortkommen – hier zweifle ich ganz entschieden an der empirischen Beweiskraft der oben erwähnten Forschung – aber sie sind ihnen auch nicht unwichtiger. Und das bei soziologischen Befragungen zuzugeben, muß der westdominierten Sozialwissenschaft ungeheuerlich und kritikwürdig vorkommen. Für

mich ist diese „privatistische Perspektive" eher ein Hoffnungsschimmer. Vielleicht folgt daraus, daß hierarchische Denk- und Machtstrukturen generell infrage gestellt werden. Vielleicht folgt daraus, daß auch die hierarchische Sicht auf Ökonomisches und Soziales bröckelt oder auf Rationales und Emotionales oder auf Körperliches und Geistiges oder auf Gesellschaft und Natur. Vielleicht ist diese „privatistische Perspektive" der Anfang vom Ende des Herrschaftsdenkens.

> „Wir mußten im Unterschied zu den westdeutschen Kollegen unser ganzes Leben infrage stellen. Wir denken auch heute noch mehr als sie darüber nach, was wirklich wichtig ist. Schon deshalb möchte ich nicht mit ihnen tauschen."[2]

Literatur:

Allbus 1996, SPSS-Datei in ISDA-Verwaltung, selbst ausgewertet. Der ALLBUS ist ein von Bund und Ländern über GESIS finanziertes Projekt, das bei ZUMA Mannheim und beim Zentralarchiv für empirische Sozialforschung Köln realisiert wird.

Beauvoir, S. de, 1983a, Ich bin Feministin, Paris 1992, in: Schwarzer, A., Simone de Beauvoir heute, Gespräche aus zehn Jahren, Hamburg

Beauvoir, S. de, 1983b, Frausein genügt nicht, Paris 1982, in: Schwarzer, A., Simone de Beauvoir heute, Gespräche aus zehn Jahren, Hamburg

Beck-Gernsheim, E., 1988, Die Kinderfrage. Frauen zwischen Kinderwunsch und Unabhängigkeit, München

Behrend, H., 1994, Frauenemanzipation made in GDR, in: EigenArtige Ostfrauen. Frauenemanzipation in der DDR und den neuen Bundesländern, Bütow, B., Stecker, H. (Hrsg.) Institut Frau und Gesellschaft, Band 22, Bielefeld

Benjamin, J., 1996, Die Fesseln der Liebe, Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht, Frankfurt/Main

Bericht der Regierung der Bundesrepublik Deutschland für die 4. Weltfrauenkonferenz 1995, 1994, herausgegeben vom Bundesministerium für Frauen und Jugend, Bonn

Bertram, B., Erler, G., Jäckel, M., Sasse, J., 1993, Familien in Ost - und Westdeutschland – mehr Gemeinsames, mehr Trennendes? Forschungsbericht zum deutsch-deutschen Vergleich, Deutsches Jugendinstitut München, München

Bertram, B., 1995, Das Vereinbarkeitsdilemma – Ostdeutsche Frauen mit neuem Frust in alten Rollen, in: Vater, Mutter und Beruf? Aktuelle Fragen der Politik, Heft 22, Konrad-Adenauer-Stiftung, St. Augustin

[2] aus einem Interview mit einem Lehrer,1994.

Bertram, H., Hennig, M., 1995, Eltern und Kinder. Zeit, Werte und Beziehungen zu Kindern, in: Kinder in Deutschland. Lebensverhältnisse von Kindern im Regionalvergleich, Bertram, H., Nauck, B. (Hrsg.), Opladen

Birg, H., Flöthmann, E.- J., 1993, Entwicklung der Familienstrukturen und ihre Auswirkungen auf die Belastungs- bzw. Transferquotienten zwischen den Generationen, Studienbericht im Auftrag der Enquête-Kommission des Deutschen Bundestages 'Demographischer Wandel', Bielefeld

Bosselmann, H., 1994, Bildung in Deutschland heute. Alter Wein in neuen Schläuchen, in: Neues Deutschland, 11./12. Juni 1994, Berlin

Büttner, T., 1988, Lebenszyklus und Fruchtbarkeitsbiographie. Zur zeitlichen Einordnung reproduktiven Verhaltens in der DDR, in: Gesellschaftliche Entwicklung der Frau – Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Mutterschaft – Demographische Prozesse – Frauenforschung – Information und Dokumentation. Akademie der Wissenschaften der DDR, Institut für Soziologie und Sozialpolitik, Berlin

Dahn, D., 1996, Westwärts und nicht vergessen. Vom Unbehagen in der Einheit, Berlin

Datenreport 1997. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland, Bonn

Die Frau in der Deutschen Demokratischen Republik, 1989, Statistische Kennziffernsammlung 4.9/229/89 vom Ministerrat der DDR, Berlin

Diewald, M. 1997, Aufbruch oder Entmutigung? Kompetenzentfaltung, Kompetenzentwertung und subjektive Kontrolle in den neuen Bundesländern. Arbeitsbericht 5/1997, Projekt „Ostdeutsche Lebensverläufe im Transformationsprozeß", Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Berlin

Ferchland, R., Ullrich, R., 1992, KSPW-Expertise zur Situation der „Jungen Alten" in den neuen Bundesländern, Berlin

Frauenstimmen aus Deutschland, 1994, In Vorbereitung der 4. Weltfrauenkonferenz Peking 1995, Jaeckel, M., Schröter, U. (Hrsg.), Berlin

Friese, M., 1995, Modernisierungsfallen im historischen Prozeß. Zur Entwicklung der Frauenerwerbsarbeit in einem gewandelten Europa, in: Berliner Journal für Soziologie 2/95, Berlin

Fthenakis, W. E., 1994, Kinder in Familie und Gesellschaft. Familienreport ' 94, Ausgabe 2, Bonn

Geißler, R., 1993, Sozialer Umbruch als Modernisierung, in: Sozialer Umbruch in Ostdeutschland, Opladen

Gerlof, K., 1996, Lieber den Spatz auf dem Dach, als die Taube in der Hand. Was ist aus der Frauenbewegung in Ostdeutschland geworden. Natürlich ist sie an patriarchalen Zuständen gescheitert. Ohne Frauen ist eben doch ein Staat zu machen, in: Freitag, Nr. 49, 29. 11. 96

Harre, E., Schmidt, I., 1995, Wandel und Kontinuitäten in den Haltungen Ostberliner Mütter und Töchter zur Erwerbsarbeit und Familie, Berlin

Herwartz-Emden, L., 1995, Konzepte von Mutterschaft und Weiblichkeit. Ein Vergleich der Einstellungen von Aussiedlerinnen, Migrantinnen und westdeutschen Frauen, in: Zeitschrift für Frauenforschung 3/95, Bielefeld

Höhn, C., Mammey, U., Wendt, H., 1990, Bericht 1990 zur demographischen Lage: Trends in beiden Teilen Deutschlands und Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland, in: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 2/90

Hradil, S., 1995, Die Modernisierung des Denkens. Zukunftspotentiale und „Altlasten" in Ostdeutschland, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 20/95, Bonn

Huinink, J., 1993, Familienentwicklung und Haushaltgründung in der DDR: Vom traditionellen Muster zur instrumentellen Lebensplanung? Arbeitsbericht 5/93 des Projektes „Lebensverläufe und historischer Wandel in der ehemaligen DDR", Max -Planck-Institut für Bildungsforschung, Berlin

Huinink, J., Diewald, M., Heckhausen, J., 1994, Zum Zusammenhang zwischen Kontrollüberzeugungen und Kontrollstrategien ostdeutscher Erwachsener mit deren Lebensverläufen und Wendeerfahrungen, in: Arbeitsbericht Nr. 15/94 des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung, Berlin

IFS-Daten, Erhebungsunterlagen des Instituts für Schulentwicklungsforschung an der Universität Dortmund, Repräsentativdaten aus den Jahren 1991, 1993 und 1997

ISDA-Daten, Befragungsergebnisse des Instituts für Sozialdatenanalyse e.V. Berlin vom Mai 1990 (1623 Prob.), Oktober 1990 (990 Prob.), Oktober 1991 (1008 Prob.) und Mai 1993 (1956 Prob.), jeweils repräsentativ für die erwachsene Wohnbevölkerung der DDR bzw. Ostdeutschlands, SPSS-Dateien, selbst ausgewertet

Jansen, M., 1991, Feminismus, Frauen und Politik, In: Ein bißchen Männerhaß steht jeder Frau, Erfahrungen mit dem Feminismus, Eifler, C. (Hrsg.), Berlin

Kaufmann, F. X., 1990, Zukunft der Familie. Stabilität, Stabilitätsrisiken und Wandel der familialen Lebensformen sowie ihre gesellschaftlichen und politischen Bedingungen, München

Krüger, H.-H., 1996, Wege aus der Kindheit in Ost- und Westdeutschland. Bilanz und Perspektiven, in: Büchner, P., Fuhs, B., Krüger H.-H. (Hrsg.) Vom Teddybär zum ersten Kuß. Wege aus der Kindheit in Ost und Westdeutschland, Opladen

Land, R., Possekel, R., 1994, Namenlose Stimmen waren uns voraus, in: Herausforderungen Schmale, W. (Hrsg.), Bochum

Mayer, K. U., Diewald, M., 1996, Kollektiv und Eigensinn: Die Geschichte der DDR und die Lebensverläufe ihrer Bürger, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 46/96 vom 8.Nov.1996, Bonn

Merschformann, M., 1995, Mütter im Widerstreit. Diskussion feministischer Theorien, Diplomarbeit an der Hochschule für Politik und Wirtschaft Hamburg, Hamburg

Meyer, D., 1996, Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsarbeit, in: Theorie und Praxis der sozialen Arbeit, Zeitschrift des Bundesvorstandes der Arbeiterwohlfahrt, Nr. 2/96

Miegel, M., Wahl, S., 1994, Das Ende des Individualismus. Die Kultur des Westens zerstört sich selbst, Bonn Aktuell, München

Miegel, M., 1996, Empfindlich getroffen. In Wirtschaftswoche 20/96, vom 9. 5. 96

Mierendorff, J., 1992, Kindheitsverläufe, Familiale und außerfamiliale Bedingungen in den Entscheidungen für Betreuungsformen und für die Nutzung von Kinderfreizeiteinrichtungen,

Projekt Alltagsorganisation in der mittleren Kindheit, Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Berlin

Mierendorff, J., 1996, Zusammenleben mit Kindern – Auswirkungen auf die Planung elterlicher Lebensläufe, Dissertationsschrift zur Erlangung des Doktorgrades, Bremen

Milz, H., 1996, Zur deutsch-deutschen Soziologie des Frauenbewußtseins: Paradigmenwechsel der Frauenforschung in Ost und West, in: Berliner Journal für Soziologie 3/96, Berlin

Möller, C., 1995, Erwerbstätigkeit der Frau auf dem Prüfstand, in: Dokumentation des 1. Kolloquiums der Reihe „Die Frau in der Gesellschaft" in Verbindung mit einer Infobörse des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen Jugend, Weimar

Mühler, K., Wilsdorf, S., 1991, Die Leipziger Montagsdemonstrationen. Aufstieg und Wandel einer basisdemokratischen Institution des friedlichen Umbruchs im Spiegel empirischer Meinungsforschung, in: Berliner Journal für Soziologie 1 (1991), Sonderheft, Opladen

Müller, U., 1989, Warum gibt es keine emanzipatorische Utopie des Mutterseins? In: Schön, B. (Hrsg.) Emanzipation und Mutterschaft. Erfahrungen und Untersuchungen über Lebensentwürfe und mütterliche Praxis, Weinheim, München

Münz R., 1997, Geburtenknick überstanden? In: Neues Deutschland vom 20. Februar 1997, Berlin

Nickel, H. M., 1996, Feministische Gesellschaftskritik oder selbstreferentielle Debatte? Ein (ostdeutscher) Zwischenruf zur Frauen- und Geschlechterforschung, in: Berliner Journal für Soziologie 3/96, Opladen

Niermann, J., 1991, Schriftliche Stellungnahme zur Anhörung im Ausschuß für Frauen und Jugend des Deutschen Bundestages am 18. 09. 91: Identitätsfindung von Jugendlichen in den neuen Bundesländern, Köln

Notz, G., 1997, Schriftliche Stellungnahme zur Anhörung im Ausschuß für Arbeit und Sozialordnung des Deutschen Bundestages am 16. 04. 97: Förderung der Beschäftigung in Privathaushalten durch Dienstleistungsgutscheine und Dienstleistungsagenturen (DS 13/5135), Bonn

Reichel, S., 1993, Frustriert, halbiert und atemlos, München

Reißig, R., 1998, Aufwertung OST, in: Halbjahresmagazin der Heinrich-Böll-Stiftung 1/99, Berlin

Schenk, C., 1994, Der Politikbegriff von ostdeutschen Frauen im Beispiel des Unabhängigen Frauenverbandes, in: Bütow, B., Stecker, H. (Hrsg.) EigenArtige Ostfrauen. Emanzipation in der DDR und den neuen Bundesländern, Bielefeld

Schenk, S., Schlegel, U., 1993, Frauen in den neuen Bundesländern – Zurück in eine andere Moderne? (Auswertung von Studien der 'Kommission zur Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Bundesländern', KSPW- Studien) In: Berliner Journal für Soziologie 3/93

Schindler, C., 1996, Demokratieerfahrungen ostdeutscher Frauen in der Frauenbewegung, in: Umbruch, Band 11, Frauen in den neuen Bundesländern – go West? Beiträge zur sozialen Transformation in den alten und neuen Bundesländern, Sozialwissenschaftliches Forschungszentrum Berlin-Brandenburg e.V. Berlin

Schorlemmer, F., 1994, Nichts macht so müde wie das, was wir nicht tun, in: Politiklust, Hrsg. Gabriele von Arnim, München

SD87, Befragung der Akademie für Gesellschaftswissenschaften 1987, nichtrepräsentativ für die Wohnbevölkerung der DDR, SPSS-Datei in ISDA-Verwaltung, selbst ausgewertet

Sozialreport '94, 1994, Daten und Fakten zur sozialen Lage in den neuen Bundesländern, Sozialwissenschaftliches Forschungszentrum Berlin-Brandenburg, Berlin

Sozialreport 1996, Sonderheft 1+2, Zur sozialen Situation und deren subjektiven Reflexion in den neuen Bundesländern, Sozialwissenschaftliches Forschungszentrum Berlin-Brandenburg, Berlin

Speidel, H., 1994, Tabus von heute – Probleme von morgen, In: Psychoth. Psycho-som. med. Psychol. 44

Spellerberg, A., 1996, Frauen zwischen Familie und Beruf, in: Wohlfahrtsentwicklung im vereinigten Deutschland. Sozialstruktur, sozialer Wandel und Lebensqualität, Hrsg. Zapf, W., Berlin

Stollberg, R., 1978, Arbeitssoziologie, Berlin

Szepansky, G., 1995, Die stille Emanzipation. Frauen in der DDR, Frankfurt/Main

Thomas, M.,1992, Abbruch und Aufbruch. Sozialwissenschaften im Transformationsprozeß, Berlin

Wendt, H., 1992, Kein Platz für Nostalgie – Kritische Anmerkungen zur Wirklichkeit des Frauenalltags in der ehemaligen DDR, in: Frauenforschung 4/92

„Wer die Macht hat ... „ 1994, in: FrauenMacht, Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Köln

Wittich, D., 1994, Momente des Umbruchs. Sozialstruktur und Lebensqualität in Ostdeutschland, Berlin

Zapf, W., 1991, Modernisierung und Modernisierungstheorie, in: Die Modernisierung moderner Gesellschaften, Frankfurt/Main, New York

Zimmermann, A., 1998, Lernen zur Erfindung von Zukünften. Eine Zuspitzung, in: quem-report Nr. 52, Berlin

Zur Rolle der Frau in der Geschichte der DDR (1945 – 1981), 1986, Leipzig